

Intersystemische Kulturbeziehungen im Ost-West-Konflikt

Die DDR und der Westen

Ulrich Pfeil

Die mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges einsetzende und mit dem Zerfall des Sowjetimperiums endende Periode wird auch heute noch gern mit dem Begriff des „Kalten Krieges“ umschrieben.¹ Unlängst hat der Kölner Historiker Jost Dülffer jedoch erneut auf die Problematik dieser Bezeichnung hingewiesen, suggeriere sie doch „ein hohes Maß an Geschlossenheit und Permanenz für die Zeit zwischen 1945 und 1990“ und vernachlässige dabei „den ständigen Wandel der Beziehungen zwischen den ‚Blöcken‘“.² Auch das Bild von den bis an die Zähne bewaffneten „Blöcke“ verstärkt noch einmal den Eindruck eines antagonistischen Gegensatzes, der gar nicht klein geredet werden soll, beeinflusste er doch die betroffenen Staaten und Gesellschaften bis an ihre Wurzeln.³ Nichtsdestotrotz bleibt die Frage, ob die von diesen Begriffen ausgelösten Assoziationen nicht vielmehr Vorstellungen von einem ideologischen Antagonismus fortschreiben, die vielleicht den Schimären der „Falken des Kalten Krieges“ entsprachen, dem Historiker heute aber den Blick auf die interaktiven Momente, die wechselseitigen Abhängigkeiten und die Wechselwirkungen zwischen Ost und West verstellen. Dass die verantwortlichen Akteure die Ideologie hinter realpolitische Erwägungen zurückstellen konnten, zeigen nicht zuletzt die Wirtschaftsbeziehungen über den Eisernen Vorhang hinweg, deren beachtenswerte Stabilität⁴ zugleich auf ideologische Freiräume bzw. gegenläufige Entwicklungen und damit auf interaktionelle Potentiale hindeuten, die ihren Ursprung

-
- 1 Vgl. Pierre Grosser, *Les temps de la guerre froide* (Brüssel, 1995); Stanislas Jeannesson, *La guerre froide* (Paris, 2002); Saki Dockrill u.a. (Hrsg.), *L'Europe de l'Est et de l'Ouest dans la guerre froide 1948–1953* (Paris, 2002); Wilfried Loth, 'Der Krieg, der nicht stattfand. Ursprünge und Überwindung des Kalten Krieges', in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten* (Paderborn, 2003), S. 285–298; Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg* (München, 2003); Rolf Steininger, *Der Kalte Krieg* (Frankfurt/M, 2003).
 - 2 Jost Dülffer, *Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1990*, München 2004, S. 4.
 - 3 Vgl. John Lewis Gaddis, 'The Cold War, the Long Peace, and the Future', in: *Diplomatic History* 16 (1992), S. 234ff.
 - 4 Vgl. Karsten Rudolph, *Wirtschaftsdiplomatie im Kalten Krieg. Die Ostpolitik der westdeutschen Großindustrie 1945–1991* (Frankfurt/M, 2004).

gerade auch in der von Dülffer formulierten Grundannahme haben: „Der ‚Westen‘ als politische Gesamtheit war auch immer auf den ‚Osten‘ bezogen, aber der ‚Osten‘ richtete sich stärker auf den Westen aus als umgekehrt. Das gilt für die offene wie verdeckte Nachahmung ebenso wie für Formen der Abgrenzung.“⁵

Auch wenn bei der geschichtswissenschaftlichen Interpretation des Ost-West-Konflikts bis heute der Primat der Politik dominiert und die Historiker in ihrer großen Mehrzahl auf die diplomatischen Verwicklungen konzentriert bleiben, spricht die der Wirtschaft und Kultur in den intersystemischen Beziehungen oftmals zukommende Vorreiterrolle für einen Ansatz, der die Interdependenzen zwischen den unterschiedlichen Ebenen (Politik/Diplomatie, Wirtschaft und Kultur) erfasst.⁶ Für die internationalen Beziehungen im Allgemeinen wie auch für das Ost-West-Verhältnis im Besonderen erscheint es daher sinnvoll, von Beziehungen zwischen staatlich organisierten Gesellschaften auszugehen, die nach Eckart Conze „als Ganze sowie in ihren Teileinheiten wiederum geprägt sind durch spezifische politische Kulturen, Weltbilder, Normen und Werte.“⁷ Für diese Herangehensweise spricht nicht zuletzt auch der umfassende Charakter des Ost-West-Konflikts, der über 40 Jahre eine Auseinandersetzung blieb, der trotz Perioden der Entspannung alle Sektoren des Lebens betraf.⁸

Sowohl für unberührte, einzig auf sich selbst bezogene Inseln als auch für intersystemische Brückenbauer ließ der Ost-West-Konflikt als globaler Konflikt in der Tat nur wenig Platz. Diese Feststellung gilt in besonderem Maße für Deutschland, das sich nicht nur geographisch im Zentrum des antagonistischen Gegensatzes befand, sondern in regelmäßiger Wiederholung auch militärischer Brennpunkt der unüberwindlich scheinenden Gegnerschaft zu werden drohte. Nirgendwo war der Wille zur Abgrenzung so ausgeprägt wie auf deutschem Boden, nirgendwo war damit aber auch die wechselseitige Bezogenheit so augenfällig. In Anlehnung an

5 J. Dülffer (Anm. 2), S. 3.

6 Bernd Stöver, *Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991* (Köln, 2001).

7 Eckart Conze, ‚Abschied von Staat und Politik? Überlegungen zur Geschichte der internationalen Politik‘, in: ders. u.a. (Hrsg.), *Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin* (Köln, 2004), S. 15–43, hier: S. 35; vgl. auch Guido Müller u.a. (Hrsg.), *Deutschland und der Westen: Internationale Beziehungen im 20. Jahrhundert* (Wiesbaden/Stuttgart, 1998).

8 Vgl. Georges-Henri Soutou, *La Guerre de Cinquante Ans. Les relations Est-Ouest 1943–1990* (Paris, 2001); Bernd Greiner, ‚Zwischen »Totalem Krieg« und »Kleinen Kriegen«. Überlegungen zum historischen Ort des Kalten Krieges‘, in: *Mittelweg* 36:12 (2003) S. 2.

das oben zitierte Urteil von Dülffer bestimmte diese Dialektik von Abgrenzung und Verflechtung in ganz besonderem Maße die DDR, wie der Potsdamer Historiker Christoph Kleßmann mit Blick auf ihre Außen- und Deutschlandpolitik betont: „Es gibt wohl kein vergleichbares historisches Beispiel eines Staates, der so fixiert auf seinen Nachbarn war und sich zugleich so demonstrativ und polemisch ständig von ihm abgrenzte wie die DDR in der Ära Ulbricht. Abgrenzung und Fixierung gehörten geradezu zu den konstitutiven Merkmalen dieses Staates.“⁹ Insbesondere in den Jahren vor 1973, als Ost-Berlin massive Anstrengungen unternahm, die außenpolitische Isolierung zu durchbrechen und die diplomatische Anerkennung durch den Westen zu erreichen, wurden die Formen der Außenberührungen mit dem „nichtsozialistischen Ausland“ für alle sichtbar erweitert.¹⁰ Diese von der DDR zu bewältigende Gratwanderung zwischen Öffnung und Abgrenzung stellt nicht nur die Frage nach der Entwicklung der gesellschaftlichen Faktoren, die auf die DDR-Außenpolitik einwirkten, sondern auch nach den Rückwirkungen auf die innenpolitische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Situation in der DDR. Hier bleibt auszuloten, ob nicht doch mehr Platz für die oben angesprochenen „Brückenbauer“ zur Verfügung stand.

Bevor wir uns jedoch mit den kulturellen Beziehungen zwischen der DDR und den westlichen Staaten beschäftigen, sollen in einem ersten Schritt die verschiedenen methodischen Ansätze überblicksartig vorgestellt werden, die bei der Analyse von Kulturbeziehungen im Rahmen der internationalen Beziehungen zum Einsatz kamen bzw. kommen, um ihre Brauchbarkeit für die intersystemischen Kulturbeziehungen zu diskutieren. Im zweiten Teil soll an verschiedenen Beispielen aus der Geschichte der kulturpolitischen und kulturellen Beziehungen zwischen der DDR

9 Christoph Kleßmann, *Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955–1970* (Bonn, 1997), S. 447.

10 Vgl. Ulrich Pfeil (Hrsg.), *La RDA et l'Occident 1949–1990* (Asnières, 2000); ders. (Hrsg.), *Die DDR und der Westen. Transnationale Beziehungen 1949–1989* (Berlin, 2001); Charis Pöthig, *Italien und die DDR. Die politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen von 1949 bis 1980* (Frankfurt/M, 2000); Johannes Lill, *Völkerfreundschaft im Kalten Krieg? Die politischen, kulturellen und ökonomischen Beziehungen der DDR zu Italien 1949–1973* (Frankfurt/M, 2001); Arnd Bauerkämper (Hrsg.), *Britain and the GDR. Relations and Perceptions in a Divided World*, (Berlin/Wien, 2002); Therese Steffen Gerber, *Das Kreuz mit Hammer, Zirkel, Ährenkranz. Die Beziehungen zwischen der Schweiz und der DDR in den Jahren 1949–1972* (Berlin, 2002); Henning Hoff, *Großbritannien und die DDR 1955–1973. Diplomatie auf Umwegen* (München, 2003); Ulrich Pfeil, *Die „anderen“ deutsch-französischen Beziehungen. Die DDR und Frankreich 1949–1990* (Köln, 2004); Oliver Bange, 'Die Außenpolitik der DDR – Plädoyer für ein vernachlässigtes Forschungsfeld', in: *AfS* 44 (2004), S. 492–500.

und Frankreich Formen eines transnationalen Verhältnisses präsentiert werden, um schließlich der Frage nachzugehen, ob die kulturellen und gesellschaftlichen Beziehungen der DDR mit dem Westen zu ihrer Implosion beigetragen haben.

Der Ost-West-Konflikt transnational: Vergleich, Verflechtung, Austausch und Transfer

Obwohl Wissenschaft *sui generis* einen universellen Anspruch hat, zeichneten sich die europäischen Geschichtswissenschaften – man wäre fast geneigt zu sagen – über Jahrhunderte durch eine Verengung auf die eigene Nationalgeschichte aus. Historiker wie Marc Bloch, der bereits 1928 eine vergleichende Geschichte der europäischen Gesellschaften einforderte, blieben einsame Rufer in einer von nationalstaatlichen Denkweisen geprägten Wüste.¹¹ Diese lange anhaltende Tendenz zur Beschränkung fand ihre Entsprechung in genuin „nationalen“ Denkstilen und Methoden sowie in Abgrenzungsbestrebungen, wie sie u.a. in der Ablehnung der „Annales“ durch namhafte bundesdeutsche Historiker wie Gerhard Ritter bis in die 1960er Jahre, aber auch in der ideologisch überformten Konkurrenz von Historiker aus der DDR und der Bundesrepublik zum Ausdruck kam.¹²

Ausdruck einer mangelnden Öffnung innerhalb der Geschichtsschreibung der internationalen Beziehungen war in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung die über lange Jahre geführte Debatte über den Primat der Außen- bzw. der Innenpolitik, die zu einem Feld der Auseinandersetzung wurde, in der sich Gesellschaftshistoriker mit ihrer binnengeschichtlich fundierten Analyse von Außenpolitik und Diplomatiehistoriker mit ihrer Vorstellung von der Eigenlogik zwischenstaatlicher Machtpolitik gegenüberstanden. Diese Diskussionen scheinen der Vergangenheit anzugehören, besteht heute doch nur noch wenig Zweifel daran, dass nicht nur Staaten, Nationen und Gesellschaften als Akteure der internationalen Beziehungen unter- und miteinander vernetzt sind, sondern auch der Einfluss von Akteuren und Strukturen jenseits der staatlichen Ebene nicht aus dem Blick verloren werden darf, wie auch Eckart Conze einfor-

11 Vgl. Marc Bloch, 'Pour une histoire comparée des sociétés européennes', in: ders., *Mélanges historiques*, Bd. 1 (Paris, 1983) [EA 1928], S. 16–40.

12 Vgl. Matthias Middell/Steffen Sammler (Hrsg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992. Mit einem Essay von Peter Schöttler* (Leipzig, 1994); Martin Sabrow, *Das Diktat des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949–1969* (München, 2001).

dert: „Das internationale System [...] konstruiert sich durch das Handeln von Akteuren und durch Institutionen, die auch im innerstaatlichen politischen System Relevanz besitzen.“¹³

Nach dem gesellschaftsgeschichtlichen „turn“ innerhalb der Historiographie der internationalen Beziehungen sieht sich die Disziplin bereits seit einigen Jahren mit der kulturgeschichtlichen Herausforderung konfrontiert, um nationale Kontexte und nationalstaatliche Formationen zu überwinden.¹⁴ Nachdem Gustav Schmidt der Kultur schon vor einigen Jahren eine „Scharnierfunktion“ zwischen Außen- und Innenpolitik zugeschrieben hatte,¹⁵ wird die Verknüpfung von Politik und Kultur heute eher als ein Mittel angesehen, um „Transnationalität stärker als Dimension internationaler Politik zu verstehen und dadurch die Trennung von Staat/Regierung und Gesellschaft zu relativieren.“¹⁶ Transnationale Geschichtsschreibung als grenzüberschreitende Forschungsperspektive will dabei den „unterschiedlichen Graden von Interaktion, Verbindung, Zirkulation, Überschneidung und Verflechtung nachgehen, die über den Nationalstaat hinausreichen.“¹⁷

Der Einstieg in eine stärkere transnationale Orientierung in den europäischen Geschichtswissenschaften erfolgte vor mehr als drei Jahrzehnten über den *historischen Vergleich*, der dem Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler als „Königsweg“ innerhalb der Disziplin daherkam,¹⁸ und bis in die späten 1970er Jahre gleichbedeutend mit der Öffnung der nationalen Historiographien blieb. Der Vergleich wurde als Möglichkeit präsentiert, um die ethnozentristischen Ansätze zu überwinden und die Blicke auf ein definiertes Thema zu kreuzen.¹⁹ Bei der Suche nach Übereinstimmungen, Unterschieden, Einflüssen und Barrieren gegenseitiger Beeinflussung²⁰ wurde jedoch noch vielfach von „der Fiktion einer von außen kaum beein-

13 E. Conze (Anm. 7), S. 34.

14 Vgl. dazu die verschiedenen Beiträge in Winfried Loth, u.a. (Hrsg.), *Internationale Beziehungen: Themen – Ergebnisse – Außenpolitik* (München, 2000).

15 Vgl. Gustav Schmidt, *England in der Krise. Grundzüge und Grundlagen der britischen Appeasement-Politik (1930–1937)* (Opladen, 1981), S. 30ff.

16 E. Conze (Anm. 7), S. 34.

17 Kiran Klaus Patel, ‚Transnationale Geschichte – ein neues Paradigma?‘, in: <http://geschichte-transnational.clio-online.net/forum/2005-02-001>.

18 Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte* (Göttingen, 1977).

19 Vgl. eben jene Begründung für eine vergleichende Intellektuellengeschichte bei Michel Leymarie/Jean-François Sirinelli (Hrsg.), *L'histoire des intellectuels aujourd'hui* (Paris, 2003), S. 8.

20 Vgl. Philippe Poirrier, *Les enjeux de l'histoire culturelle* (Paris, 2004), S. 356.

flussten und durchdrungenen nationalstaatlichen ‚Gesamtgesellschaft‘²¹ ausgegangen, so dass die Vergleichsobjekte nicht frei von einem konstruierten Grundcharakter waren, der nicht selten durch den zwar notwendigen, aber oftmals aufgepresst wirkenden Kriterienkatalog verstärkt wurde.

Mit den gleichen methodischen Problemen sah sich auch die bundesdeutsche DDR-Forschung vor 1989/90 konfrontiert, die sich *per definitionem* nicht als transnational verstand, sondern sich einem Systemvergleich im Rahmen der innerdeutschen Wettbewerbssituation verschrieben hatte. Genauso wie andere komparatistische Studien fahndete sie aber mit Hilfe transversaler Interpretationsraster nach Typologisierungen, um politische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Phänomene in beiden deutschen Staaten zu isolieren und zu vergleichen.²² Durch die politische Überformung des „deutschen Sonderkonflikts“ blieb die DDR-Forschung jedoch in erster Linie auf die Unterschiedlichkeit zweier antagonistischer Staatsformen fokussiert, so dass Formen der wechselseitigen Beeinflussung und Verflechtung in den Hintergrund traten. Erst nach der deutschen Vereinigung wuchs das Interesse wieder spürbar bei den Historikern, um – so die Begrifflichkeit bei Christoph Kleßmann – über eine „asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte“²³ den Verflechtungen, Transfers und Abstoßungsprozessen zwischen den beiden deutschen Staaten auf die Spur zu kommen. Dieses Konzept fand hingegen seine Anwendung vorwiegend auf die DDR, obwohl der französische Historiker Étienne François schon vor einigen Jahren angemerkt hatte, die Rückwirkungen der innerdeutschen Systemkonkurrenz auch in der Bundesrepublik zu suchen und ihre Geschichte mit Quellen aus DDR-Archiven zu schreiben.²⁴

Eine neue Richtung schlug die Erforschung der internationalen Kulturbeziehungen mit der *Perzeptionsforschung* ein, die sich mit der „kollektiven Wahrnehmung der einen Nation durch die andere“ befasst und „sich in Bildern, Klischees, Identitätszuschreibungen und Verhaltenserwartungen

21 Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel, ‚Einleitung‘, in: dies. (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914* (Göttingen, 2004), S. 12.

22 Vgl. Wilhelm Bleek, ‚Deutschlandforschung‘, in: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.), *Handbuch zur deutschen Einheit 1949–1989–1999* (Frankfurt/M, 1999), S. 226–239.

23 Christoph Kleßmann, ‚Verflechtung und Abgrenzung. Aspekte der geteilten und zusammengehörigen deutschen Nachkriegsgeschichte‘, in: *APuZ*, B 29–30 (1993), S. 30–41.

24 Vgl. Étienne François, ‚Révolution archivistique et réécritures de l’histoire: l’Allemagne de l’Est‘, in: Henry Rousso (Hrsg.), *Stalinisme et nazisme. Histoire et mémoire comparées* (Brüssel, 1999), S. 331–352.

konkretisiert.“²⁵ Auch wenn sie heute nicht mehr im Ruf steht, die gerade in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zumeist staatlich orchestrierten Strategien der kulturellen Penetration wissenschaftlich zu flankieren und sich auf die Untersuchung von den so sehnlichen Nationalcharaktere zu beschränken, die aus identitätsstiftenden Motiven in Abgrenzung zum anderen konstruiert wurden und in der Folge kulturelles Anderssein demonstrieren sollten,²⁶ fehlt diesen Arbeiten über den „Anderen“ bis heute oft der historische und soziologische Rahmen, um die diachrone und soziale Wandlungsfähigkeit von Bildern zu erfassen. Ausgangspunkt einer jeden Perzeptionsanalyse im transnationalen Rahmen muss heute aber zum einen die Einsicht in eine Interdependenz sein, denn – und darauf weisen gerade literaturgeschichtliche Arbeiten hin – die Referenz an eine benachbarte Nation diente in der Vergangenheit oft nicht nur zur Herausbildung einer eigenen nationalen Identität, sondern entwickelte darüber hinaus eine Aussagekraft über die kollektive Repräsentation, die sich eine bestimmte Nation von ihrer eigenen kulturellen Identität machte.²⁷ Zum anderen darf sich dieser Ansatz nicht auf subjektlose Repräsentationen von Alterität beschränken, sondern muss die Bildträger bzw. das konkrete Personal von Repräsentationen und Diskursen ausmachen und ihnen einen Namen geben.

Durch die Einsicht in die wechselseitigen Verflechtungen hat auch die *Rezeptionsforschung* in den letzten Jahren eine methodische Fortentwicklung erfahren, so dass sie sich von einem eindimensionalen „Einflussmodell“ gelöst hat. Verschiedene empirische Studien konnten vielmehr belegen, dass ein Kulturprodukt bei einem Export nicht eins zu eins in eine fremde Kultur implantiert wird, sondern in dem Empfangsland mit seinem unterschiedlichen Referenzsystem einem Anpassungsprozess unterworfen ist, der es mit neuen Bedeutungen versehen kann. Diese These bestätigte sich in den Analysen zur „Amerikanisierung“ Europas nach 1945, die in den einzelnen Ländern entsprechend dem ihnen eigenen spezifischen Referenzsystem einen unterschiedlichen Niederschlag fand.²⁸

25 Hans Manfred Bock, ‚Germanistik und historische Sozialwissenschaften. Plädoyer für ein produktives Komplementärverhältnis‘, in: Colette Cortès/Gilbert Krebs (Hrsg.), *Le territoire du germaniste. Situations et explorations* (Asnières, 1998), S. 53–62, hier: S. 60.

26 Vgl. dazu Ruth Florack (Hrsg.), *Nation als Stereotyp. Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur* (Tübingen, 2000).

27 Vgl. Hans Manfred Bock, ‚Wechselseitige Wahrnehmung als Problem der deutsch-französischen Beziehungen‘, in: *Frankreich-Jahrbuch* (1995), S. 35–56.

28 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert* (Göttingen, 1999).

Mit den hier vorgestellten Ansätzen befinden wir uns jedoch schon im Zentrum einer Forschungsdiskussion, die von den französischen Germanisten Michel Espagne und Michael Werner in den 1980er Jahren ausgelöst wurde und stärker auf die Erfahrung in der Geschichte sowie den Wandel bei der Übertragung von einer Kultur in die andere abhob.²⁹ In ihren Arbeiten zu *Kulturtransfers* postulieren beide, dass nationale Kulturen keine abgeschlossenen Systeme sind, sondern einen interaktiven Grundcharakter besitzen und selber das Produkt kultureller Vermischungsprozesse und Verflechtungen sind. In einer prägnanten Zusammenfassung geht der Berliner Historiker Hartmut Kaelble davon aus, „dass sich jede Nation nicht nur aus eigenen Traditionen, sondern immer auch zu einem wesentlichen Teil durch solche Transfers aus anderen Nationen konstituiert. Man versteht die Geschichte einer Nation nicht, wenn man sie nur begrenzt auf die Nationalgeschichte schreibt.“³⁰

Die kulturgeschichtliche Kritik von Michel Espagne an den vergleichenden Studien richtete sich vor allem gegen ihre Tendenz, Synchronien zu postulieren, dabei jedoch chronologische Interferenzen aus acht zu lassen. Kulturtransfers würden hingegen nach Interkulturalität, kulturellen Aneignungs- bzw. Integrationsprozessen sowie nach Wandlungen fahnden, die sich bei der Übertragung von Konzepten, Normen, Bildern und Repräsentationen vollziehen. Die folgende Definition von Matthias Middell unterstreicht dabei nochmals die methodische Abgrenzung zum kontrastiven Vergleich, der die Verflechtungen zwischen den verglichenen Objekten vernachlässige und auf diese Weise das Bild von sich scharf abgrenzenden Einheiten fortschreibe: „Kulturelle Transfers setzen ein vergleichendes Beobachten und Bewerten in Beziehungsnetzen zwischen den Akteuren verschiedener kultureller Kontexte voraus, und sie lassen sich

29 Vgl. Michel Espagne/Michael Werner, ‚Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze‘, in: dies. (Hrsg.), *Transfers. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII et XIX siècles)* (Paris, 1988), S. 11–34; Michel Espagne, ‚Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften‘, in: Matthias Middell (Hrsg.), *Kulturtransfer und Vergleich* (Leipzig, 2000), S. 42–61; Michael Werner, ‚Du miroir au prisme: quelques remarques sur les relations culturelles franco-allemandes‘, in: Peter Schöttler u.a. (Hrsg.), *Plurales Deutschland – Allemagne plurielle* (Göttingen, 1999), S. 38–45; vgl. ders., ‚Jetzt als Weiterentwicklung. Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité‘, in: *Annales* 58:1 (2003), S. 7–36.

30 Hartmut Kaelble, ‚Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt?‘, in: <http://geschichte-transnational.clio-online.net/forum/2005-02-002>.

nur durch einen reflektierten Vergleich in diachroner und synchroner Perspektive erforschen.“³¹

Für den Ost-West-Konflikt konstatiert Jost Dülffer zutreffend das Fehlen empirischer Studien zu spezifischen Kulturtransfers vom Westen in den Osten, von denen aber trotz Eisernen Vorhangs genauso auszugehen sei wie von einem entsprechenden Prozess in anderer Richtung.³² Für diese Annahme spricht auch die von dem französischen Kulturhistoriker Christoph Charle formulierte These, dass sich jede Kultur in Übereinstimmung *oder* in Abgrenzung zu einer anderen definiert.³³ Die DDR bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme, wollte sie mit ihrer Kulturpolitik doch eine delegitimierende Wirkung auf die westlichen Demokratien ausüben, wie aus der Passage im *Kleinen politischen Wörterbuch* zu den kulturellen Auslandsbeziehungen hervorgeht: „Die kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen [leisten] einen wesentlichen Beitrag zur weiteren Stärkung der sozialistischen Staatengemeinschaft und zur offensiven ideologischen Auseinandersetzung mit dem Imperialismus.“³⁴ Allgemein kann festgehalten werden, dass es bei den hochgradig politisierten transnationalen Beziehungen über den Eisernen Vorhang hinweg *a priori* um die Zurückweisung aller kultureller Einmischungsversuche durch die andere Seite und die Beweisführung für die Überlegenheit der eigenen Weltanschauung ging, während eine gleiche Gesellschaftsordnung die Verschmelzung von unterschiedlichen kulturellen Horizonten zwischen Staaten favorisiert.

Bevor wir jedoch selber wieder in die mit Ideologie überfrachteten Denkschemata einer überwundenen Epoche zurückfallen, wollen wir an dem von Espagne und Werner stetig fortentwickelte Ansatz des Kulturtransfers festhalten, der bei der Frage nach kulturellen Übertragungen sowohl nach geistigen Strömungen, Interferenzen und wechselseitigen Einflüssen gefahndet³⁵ als auch die Träger bzw. die soziologischen Gruppen dieser Transferprozesse in den Blick nimmt. Wenn auch die Staatsmacht in den kommunistischen Gesellschaften in ihren Allmachtsphanta-

31 Matthias Middell, 'Transnationale Geschichte als transnationales Projekt? Zur Einführung in die Diskussion', in: <http://geschichte-transnational.clio-online.net/forum/2005-01-001>.

32 J. Dülffer (Anm. 2), S. 134.

33 Christophe Charle, *L'histoire comparée des intellectuels en Europe. Quelques points de méthode et propositions de recherche*, in: Michel Trebitsch/Marie-Christine Granjon (Hrsg.), *Pour une histoire comparée des intellectuels*, Paris 1998, S. 39-59, hier: S. 56.

34 Waltraud Böhme u.a. (Hrsg.), *Kleines politisches Lexikon* (Berlin/DDR, 1985), S. 475.

35 Vgl. Étienne François, 'Les vertus du bilatéral', in: *Vingtième Siècle. Revue d'Histoire* 71 (2001), S. 91-96.

sien alles daransetzte, Kultur und kulturelle Beziehungen mit dem Ausland als staatliche Veranstaltung zu monopolisieren, sollte auch bei den Kulturbeziehungen zwischen der DDR und den westlichen Staaten das Hauptaugenmerk nicht auf den kleinen Kreis staatlicher Akteure bzw. außenpolitischer Funktionsträger beschränkt bleiben, betätigten sich auf diesem Feld – wenn auch unter staatlicher Kontrolle bzw. im Auftrag der Partei – auch Schriftsteller, Intellektuelle, Künstler, Techniker, Vertreter aus der Wirtschaft und andere soziologische Gruppen bzw. Individuen.

Dieses Interesse für die Träger und Akteure³⁶ sowie ihre eventuellen Freiräume am Rande des parteilichen Gestaltungswillens ist ein Plädoyer für einen kulturgeschichtlichen und transnationalen Ansatz im Rahmen der Geschichte des Ost-West-Konflikts, der trotz Abgrenzung und Abschottung auf beiden Seiten von der Grundannahme ausgeht, dass sich auch die Beziehungen zwischen der DDR und den westlichen Staaten nicht auf zwischenstaatliche Beziehungen reduzieren bzw. selbst die staatskommunistischen Staaten nicht „als geschlossene Kugeln“ (Eckart Conze) oder einheitliche Akteure daherkommen, sondern – trotz des totalitären Machtanspruchs der „führenden Partei“ – auf ihre Weise auch als „Aktions- und Erfahrungsraum“ zu verstehen sind.³⁷ Wenn heute die Einsicht in die Tatsache wächst, dass transnationale Beziehungen ungeachtet großer räumlicher Entfernung möglich sind, dann erscheint zumindest die Frage berechtigt, ob nicht trotz aller ideologischer und physischer Barrieren zwischen West und Ost von einem transnationalen Potential auszugehen ist, das Kulturtransfers über den Eisernen Vorhang hinweg ermöglichte.

Wir sollten uns dabei nicht an etwas idealistisch daherkommenden Modellen von Kulturaustausch festklammern, die ein kommunikatives (und kein dominantes) Verständnis von (kulturellen) Beziehungen voraussetzen bzw. in der Reziprozität die Grundvoraussetzung für einen wechselseitigen Prozess zwischen Partnern sehen, in dem einer der Partner die von ihm gewählten Bereiche seiner eigenen Kultur exportiert bzw. zur Kenntnis bringt, gleichzeitig aber auch bereit ist – im Kontakt mit dem Anderen – Teile der anderen Kultur zu akzeptieren und ihren Import zu-

36 Vgl. Hans Manfred Bock, 'Transaction, transfert et constitution de réseaux. Concepts pour une histoire sociale des relations culturelles transnationales', in : ders./Gilbert Krebs (Hrsg.), *Échanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar* (Asnières, 2004), S. 7–31.

37 S. Conrad/J. Osterhammel (Anm. 21), S. 15.

zulassen bzw. zu fördern.³⁸ Da die Beziehungen zwischen der DDR und den westlichen Staaten in ihrer Anlage keine symmetrischen Beziehungen waren, müssen wir zum einen nach Freiräumen Ausschau halten, in denen sich so etwas wie Reziprozität entwickeln konnte, zum anderen sollten wir gerade mit dem Blick auf das Ende der DDR aber auch nach unerwarteten Gegenwirkungen mit kontraproduktiven Folgen Ausschau halten, die die offizielle DDR-Kulturpolitik widerwillens heraufbeschwor. Diese waren nach Detlef Pollack so charakteristisch für die ostdeutsche Gesellschaft und den totalitären Herrschaftsanspruch der Staatspartei, so dass er sie zu den „konstitutiven Widersprüchlichkeit“ in der Politik der SED zählt.³⁹ Ohne die intersystemischen Kulturbeziehungen zwischen der hochgradig politisch determinierten DDR-Gesellschaft und den Zivilgesellschaften des Westens teleologisch auf den Mauerfall auszurichten, sollte damit doch die Frage erlaubt sein, ob nicht gerade sie wichtige Anhaltspunkte für die Erforschung von zivilgesellschaftlichen Relikten in der DDR bergen, die sich Ende der 1980er Jahre schrittweise der Kontrolle von Partei und Stasi entziehen konnten, um schließlich ihre Handlungsfreiheit wieder zu gewinnen? Stellten nicht gerade die kulturellen Beziehungen mit dem „Klassegegner“ den Monopolanspruch der SED und damit ihre Legitimation in Frage,⁴⁰ so dass sich die „Gesellschaft“ von ihrer reduzierten Funktion als „staatliche Veranstaltung im Parteiauftrag“ (Thomas Lindenberger⁴¹) befreien konnte?

Bilder und Images als Waffe im Ost-West-Konflikt

Im Bewusstsein um die Bedeutung von Perzeptionen in den transnationalen Beziehungen wird internationale *Public relations*, d.h. die Gestaltung und Diffusion von Bildern bzw. Images, von Regierungen zur Unterstützung der eigenen Außenpolitik im engeren Sinne eingesetzt. Mit ihrer suggestiven Kraft und ihrer einfachen, eingängigen Sprache – selbst wenn wir die Augen geschlossen haben, denken wir in Bildern – sind Bilder

38 Pierre Milza, 'L'année 1947 dans les combats culturels de la guerre froide', in: ders./Serge Berstein (Hrsg.), *L'année 1947* (Paris, 2000), S. 411–436.

39 Vgl. Detlef Pollack, 'Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: War die DDR-Gesellschaft homogen?', in: GG 24:1 (1998), S. 110–131; ders., 'Die offene Gesellschaft und ihre Freunde', in: GG 26:1 (2000), S. 184–196.

40 Vgl. Patrik von zur Mühlen, *Aufbruch und Umbruch in der DDR. Bürgerbewegungen, kritische Öffentlichkeit und Niedergang der SED-Herrschaft* (Bonn, 2000), S. 93.

41 Thomas Lindenberger, 'Alltagsgeschichte und ihr möglicher Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR', in: Richard Bessel/Ralph Jessen (Hrsg.), *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR* (Göttingen, 1996), S. 298–326, hier: S. 313.

verführerisch und verführend.⁴² Sie sollen nicht nur Erinnerungen wachrufen bzw. konservieren, sondern gleichzeitig auch Orientierung geben, kollektive Identität definieren bzw. periodisch immer wieder neu justieren. In diesem Prozess der Identitätsbildung trägt die bildliche Fixierung von Politik nicht selten der Bill Gates zugeschriebenen Erkenntnis Rechnung: „Wer die Bilder beherrscht, beherrscht auch die Köpfe.“ So kann wenig überraschen, dass Bildern im ideologischen Schlagabtausch des Ost-West-Konflikts ein besonderes Gewicht zukam, was uns über die Frage nach der Bedeutung von Bildern zu den Kommunikationskanälen führt, über die sie den Weg durch bzw. über den Eisernen Vorhang fanden.

In Anlehnung an Dell Hymes und Jürgen Habermas kann Kommunikation als Teil einer Handlungstheorie („How to do things with words“)⁴³ verstanden werden,⁴⁴ als wechselseitiges Zusammenwirken von Zielen, Bedingungen, Wirkung und Bewertung von Handlungen unter Einbeziehung sprechakttheoretischer Ansätze, die sprachliche Interaktion als symbolvermitteltes Handeln begreifen und sich vor allem auf die pragmatischen Komponenten der Konstituierung von möglichen Redesituationen sowie auf die Fähigkeit zur situationsangemessenen Herstellung sozialer Beziehungen durch sprachliche Interaktion beziehen.⁴⁵

Dieser Ansatz beruht auf einem breiten Verständnis von internationalen Kommunikationsströmen, der sich nicht auf die klassischen Massenmedien beschränken und weitere „Übersetzer der politischen Ziele der Funktionseliten“⁴⁶ einbeziehen will. In Anlehnung an Michael Kunzick gilt es daher die verschiedenen Bildträger und Bildgestalter (Parteien, Gewerkschaften, Freundschaftsgesellschaften, Künstler, Schriftsteller, Geheimdienste etc.), narrative, semiotische und rituelle Bildkanäle (Theater, Film, Wissenschaft, Fremdsprachenunterricht, Handelsbeziehungen usw.) und Bildinhalte (Antifaschismus, Friedenspolitik usw.) unter die Lupe zu nehmen und in den innen- bzw. außenpolitischen Kontext einzuordnen.

42 Vgl. Jürgen Reiche, *Macht der Bilder*, in: *Bilder, die lügen*, hrsg. vom Haus der Geschichte (Bonn, 1998), S. 8.

43 Vgl. John L. Austin, *How to do things with words* (Oxford, 1962); John R. Searle, *Speech Acts* (Cambridge, 1969).

44 Vgl. Michael Kunzick, *Die manipulierte Meinung. Nationale Image-Politik und internationale Public Relations* (Köln/Wien, 1990).

45 Vgl. Jürgen Habermas, ‚Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz‘, in: ders./Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie* (Frankfurt/M, 1971), S. 101–141.

46 Raina Zimmering, *Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen* (Opladen, 2000), S. 39.

Auch wenn in den intersystemischen Beziehungen des Ost-West-Konflikts zwei inkompatible Formen von Öffentlichkeit aufeinanderprallten, basierten beide Kommunikationssysteme doch auf der klassischen Konstellation von Kommunikationsprozessen („*Wer sagt was mit welchen Mitteln zu wem mit welcher Wirkung?*“). Für die transnationale Kommunikation und die Imagepolitik galt es daher, die Spezifika des anderen Systems zu verstehen, um es für den Transfer von Inhalten und Bildern nutzen zu können. Um bei dem ideologischen Gegner den gewünschten Bewusstseinswandel herbeizuführen, mussten die interagierenden Akteure aufgespürt, ihre Kommunikationsmittel und -kanäle analysiert sowie die bestehenden bzw. sich wandelnden Perzeptionen beleuchtet werden. Gerade im Kontext des Ost-West-Konflikts erschien ein indirektes Vorgehen bei der Einwirkung auf die öffentliche Meinung des ideologischen Gegners größere Erfolge zu versprechen. Den „Königsweg durch die Hintertür“, bei dem die Kommunikationsquelle im Hintergrund bleibt und unterschiedliche politische und ideologische Zielsetzungen verdeckt werden, sahen beide Seiten in der Instrumentalisierung peripherer Themen mit sekundären Imagedimensionen und bedienten sich dabei der vordergründig apolitischen Kultur, über die propagandistische Absichten bei weltanschaulicher Gegnerschaft verschleiert und Vertrauen aufgebaut werden sollte, um die kognitiven Strukturen der anderen Seite über vertraute Themen und Schlagworte (Demokratie, Fortschritt, Friede, Antifaschismus, Imperialismus, Sozialismus etc.) zu erreichen.⁴⁷

Studien zu transnationaler Kommunikation haben in den letzten Jahren auf verschiedene Methoden zur besseren Lenkung von Informationen hingewiesen. Auf DDR-Seite sind hier vor allem Organisationen wie die „Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland“, die „Liga für Völkerfreundschaft“ und die nationalen Freundschaftsgesellschaft zu nennen, die ab Ende der 1950er Jahre Ausdruck für den Willen der SED waren, auch in der auswärtigen Kulturpolitik ihr Informations- und Meinungsmonopol durchzusetzen. Wenn die Schaltstellen dieser Organisationen auch von Parteikadern besetzt waren, wurden in die Vorstände zumeist auch ostdeutsche Intellektuelle und Künstler aufgenommen, die ihnen eine kulturelle Fassade geben sollten. Nachdem die Westemigranten in den 1950er Jahren noch aus Partei und Massenorganisationen gesäubert worden waren, fanden sie jetzt wie z.B. Franz Dahlem in der „Deutsch-

47 Vgl. I.M. Janis/M.B. Smith, 'Effects of education and persuasion on national and international images', in: Herbert C. Kelman (Hrsg.), *International behavior. A socio-psychological analysis* (New York, 1965), S. 191f.

Französischen Gesellschaft der DDR“ eine neue Funktion, um das ihnen inhärente transnationale Potential im bilateralen Kulturtransfer einzusetzen. Besaßen sie die Gelegenheit bzw. wurden sie in der DDR ermutigt, sich als „Virtuosen der kulturellen Übersetzungsarbeit, Artisten in der Verschmelzung ganzer Werthorizonte“, wie Alfons Söllner die intellektuellen Remigranten mit Blick auf ihre Arbeit in der Bundesrepublik nennt,⁴⁸ zu betätigen? Welche Voraussetzungen fanden sie vor, um ihre in der Emigration erworbenen Werte und Normen sowie ihre transnationale Sensibilität einsetzen zu können? Die klassische Definition von „Mittler“ erlaubt zwar Zweifel, ob dieser Begriff als analytische Kategorie in den intersystemischen Beziehungen des Ost-West-Konflikt seine Berechtigung findet, bot die verstaatlichte Gesellschaft der DDR doch für vermittelnde Aktivitäten auf der Ebene der Zivilgesellschaft quasi keinen Platz, deren Existenz für den Kassler Politologen Hans Manfred Bock die unerlässliche Voraussetzung für ihr Wirken darstellt.⁴⁹ Wollte die SED ihre transnationalen Beziehungen mit den westlichen Staaten erweitern, musste sie aber gerade dieser Personengruppe Freiräume gestatten, die es noch weiter nach Formen von Transaktion auszuloten gilt.

Durch ihre zumeist gute Kenntnis des Ziellandes waren die Westemigranten die idealen Kontaktpersonen, um Beziehungen zu den Meinungsmachern (*opinion leaders*) in den westlichen Ländern aufzubauen, bei denen es sich um Schlüsselfiguren mit hohem sozialen Status innerhalb einer Gemeinschaft handelt, die dank ihres Ranges als Informationsmultiplikatoren wirken (Politiker, Gewerkschaftler, Journalisten, Wissenschaftler, Lehrer usw.) und damit einen verbesserten Kommunikationsfluss garantieren.⁵⁰ *Opinion leaders* besetzen wie Mittler eine intermediäre Ebene und wirken in doppelte Richtung als Relaisstation bei der Weiterleitung und Multiplikation von Informationen und Bildern. Um den Kreis der Ansprechpartner im anderen Land auszudehnen, können sie als „Milieu-öffner“⁵¹ wirken und Kommunikationskontakte zur gesellschaftlichen Elite wie zur Basis herstellen. Die erfolgreiche Werbung dieser Persönlichkeiten

48 Alfons Söllner, Normative Verwestlichung. ‚Der Einfluss der Remigranten auf die politische Kultur der frühen Bundesrepublik‘, in: Heinz Bude/Bernd Greiner (Hrsg.), *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik* (Hamburg, 1999), S. 72–92, hier: S. 92.

49 Hans Manfred Bock, ‚Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich oder: Versagen die Mittler‘, in: *Lendemains* 22 (1997), S. 8–19, hier: S. 9.

50 Vgl. Leon Mann, *Sozialpsychologie* (Weinheim, 1994), S. 195.

51 Vgl. zu diesem aus der Forschung zum Aufstieg der NSDAP entlehnten Begriff: Adelheid von Saldern, ‚Sozialmilieus und der Aufstieg des Nationalsozialismus in Norddeutschland (1930-1933)‘, in: Frank Bajohr (Hrsg.), *Norddeutschland im Nationalsozialismus* (Hamburg, 1993), S. 20–52, hier: S. 36ff.

verbessert aus sozialpsychologischer Perspektive die Möglichkeit zu Meinungswechsel bzw. Imagewandel, weil ein solcher Prozess bereitwilliger vollzogen wird, wenn er von Mitgliedern der eigenen *in-group* bzw. der eigenen nationalen Gemeinschaft initiiert wird. Solche Persönlichkeiten standen häufig an der Spitze der Freundschaftsgesellschaften in Frankreich wie in Großbritannien, so dass ihren Biographien eine spezielle Aufmerksamkeit gelten sollte. Durch ihre Informationsveranstaltungen und die von ihnen veranstalteten Politikerreisen in die DDR trugen sie dazu bei, dass der ostdeutsche Staat in der westlichen Öffentlichkeit mehr und mehr als staatliche Realität wahrgenommen wurde und sich als zweiter deutscher Staat etablieren konnte. Sie fungierten damit als Milieuöffner bei den Anstrengungen der DDR um größere Präsenz in der westlichen Öffentlichkeit; inwiefern sie nur als überparteiliche Fassade bzw. als Instrument westlicher und ostdeutscher Kommunisten bei ihrer ideologischen Auseinandersetzung im Zeichen der *friedlichen Koexistenz* wirkten, gilt es am konkreten Beispiel in Zukunft noch weitaus stärker zu erörtern.

Konstitutive Widersprüchlichkeiten und ihre kontraproduktiven Folgen

Während sich die bisher gemachten Ausführungen in erster Linie auf die Zeit der staatlichen Nullbeziehungen zwischen der DDR und den westlichen Staaten vor 1973 bezogen, lenkt die sich anschließende Periode bis 1990 den Blick von den inoffiziellen zu den offiziellen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontakten und den Interdependenzen zwischen beiden Ebenen. Dabei lassen sich im Verhältnis zu Frankreich durchaus Erfolge konstatieren, denken wir nur an den Besuch von Premierminister Fabius 1985 nach Ost-Berlin, die Reise von Honecker in die französische Hauptstadt im Januar 1988 und den viel diskutierten Aufenthalt von Mitterrand in Ost-Berlin und Leipzig im Dezember 1989. Mit dem Blick auf das Ende der DDR erscheinen diese Formen der Anerkennung jedoch als Pyrrhus-Siege und provozieren die Frage nach dem Beitrag der Außenpolitik und der auswärtigen Kulturpolitik an der inneren Machterosion sowie dem Verhältnis der transnationalen Imagepolitik und dem zunehmenden Realitätsverlust in Partei- und Staatsführung. Die internationale Anerkennung hatte die SED zu einem Drahtseilakt zwischen Öffnung und Abgrenzung gezwungen, den sie immer weniger steuern konnte. Auf die in dieser Hinsicht zu klärende Frage nach den unerwarteten Gegenwirkungen mit kontraproduktiven Folgen bietet Martin Sabrow eine erste interessante Antwort:

Doch der entscheidende Umstand für die Selbstlähmung der Macht lag vielleicht in dem Paradoxon, dass über erstaunlich lange Zeit die Erosion in der Maske der Festigung auftrat, die innere Destabilisierung der oktroyierten Wirklichkeitsordnung innen wie außen als Stabilisierung des sozialistischen Systems durch internationale Integration wahrgenommen wurde.⁵²

Der rasche Verfall von Macht stand in den Novembertagen des Jahres 1989 im Gegensatz zu einer insgesamt gefestigt scheinenden DDR-Identität, von der neben den abgewirtschafteten Herrschaftseliten und den zahlreicher werdenden Opponenten auch die westlichen Beobachter über alle politischen Milieus hinweg ausgegangen waren. Wie die Analyse der französischen Zeitschrift *Allemagne d'Aujourd'hui* zeigt, konnte das Bild des ostdeutschen Staates davon profitieren, dass Bundesrepublik mit Deutschland bzw. *Allemagne* gleichgesetzt wurde und sich in regelmäßigen Abständen mit den Dämonen der deutschen Vergangenheit auseinander setzen musste. Das französische DDR-Bild hatte im Allgemeinen die von der SED gesetzte Zäsur „1945“ akzeptiert und dem „zweiten“ deutschen Staat eine Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit erspart. In Anlehnung an das traditionelle Deutschlandbild der *deux Allemagnes* ließ sich dafür in Frankreich aber ein doppeltes DDR-Bild ausmachen. Der eher politisch negativ konnotierte „Ulbricht-DDR“ stand die kulturell positiv konnotierte „Brecht-DDR“ gegenüber, zwischen denen der antifaschistische Gründungsmythos immer wieder vermittelnd wirken konnte und der DDR eine moralische Existenzberechtigung verschaffte. Die „Honecker-DDR“ auf der einen und die „Christa-Wolf-DDR“ in den 1970er bzw. die „Heiner-Müller-DDR“ in den 1980er Jahren auf der anderen Seite standen sich hingegen parallel zum erblassenden Antifaschismus-Mythos zunehmend antagonistisch gegenüber, verliehen der DDR aber je nach persönlichem Standpunkt des Betrachters eine singuläre Identität.⁵³ Diese für Frankreich spezifische Feststellung wirft die Frage nach ähnlichen Phänomenen in anderen westlichen Ländern auf.

52 Martin Sabrow: ‚Der Konkurs der Konsensdiktatur. Überlegungen zum inneren Zerfall der DDR aus kulturgeschichtlicher Perspektive‘, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Weg in den Untergang. Der innere Zerfall der DDR* (Göttingen, 1999), S. 83–116, hier: S. 104.

53 U. Pfeil (Anm. 10), S. 464ff.

Die schleichende kulturelle „Westernisierung“ der DDR

Geltungskraft und Verfall der geschlossenen Gegenwelt des Staatssozialismus wurzelten „maßgeblich in einem durch politische Gewalt abgestützten, rituell und sprachlich vermittelten Wahrnehmungs- und Wertungsrahmen von innerer Homogenität und manichäischer Abgrenzungsidentität, der jedem einzelnen DDR-Bürger als objektive Sinnwelt entgegnetrat und sich durch ihn tagtäglich reproduzierte.“⁵⁴ Konkurrierende Außeneinflüsse galt es in dieser homogenisierten Denkwelt auszuschalten, so dass die SED alle ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Ressourcen in ihren Händen zentralisiert hatte. Um dieses System abzusichern, hatte das MfS sowohl die Auslandsspionage wie den Spitzelapparat nach der internationalen Anerkennung kontinuierlich ausgebaut und hoffte auf diese Weise, die innenpolitischen Folgen der Entspannungspolitik auf verdecktem Wege zu kompensieren. SED und Staatssicherheit wollten die gesamte Gesellschaft auch weiterhin im Griff behalten und setzten ihre Spitzel in ihrem Überwachungswahn nicht nur auf die offiziellen Vertretungen der westlichen Länder an, sondern dehnten ihre Kontrollmechanismen auf sämtliche in der DDR lebenden westlichen Ausländer und ihre mannigfaltigen Kontakte zu DDR-Bürgern aus: „Die X. hatte lt. ihrem Erzählen inzwischen Probleme in der Schule wegen ihrer Verbindung zu dem Franzosen. Es wurde ihr die Frage gestellt, warum es denn gerade ein Franzose sein muss, worüber sie recht verärgert war.“⁵⁵

Doch weder gegenüber westlichen Diplomaten noch gegenüber mit westlichen Ausländern in Kontakt stehenden DDR-Bürgern erwies sich das Sanktionspotential der Staatsorgane als wirksam, denn die DDR musste gegenüber dem Westen nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Interessen die Illusion des äußeren Scheins wahren. Ihr kommunistischer Herrschaftsanspruch, „der auf die unmittelbare Planung, Steuerung und Kontrolle aller Gesellschaftsbereiche abzielte und den Subsystemen keine eigenständige Autonomie einzuräumen vermochte“,⁵⁶ geriet nach 1973 in zunehmendem Maße in Konflikt mit den äußeren Zwängen. Sie antwor-

54 Martin Sabrow, 'Der Wille zur Ohnmacht und die Macht des Unwillens. Realitätskonflikte und Mentalitätenwandel in der DDR als Erosionsfaktoren der SED-Herrschaft', in: *DA* 33:4 (2000), S. 539–558, hier: S. 542.

55 Bericht von IMS „Gerd“/„Nicole“, 12.12.1983; BStU, ASt. FfO, Reg. Nr. 192/83, T. II, Bl. 33.

56 Clemens Vollnhals, 'Denunziation und Strafverfolgung im Auftrag der „Partei“. Das Ministerium für Staatssicherheit', in: ders./Jürgen Weber (Hrsg.), *Der Schein in der Normalität. Alltag und Herrschaft in der SED-Diktatur* (München, 2002), S. 113–156, hier: S. 128.

tete auf die aus dem Westen einströmenden Informationen und Wertvorstellungen mit einem hypertrophen Überwachungsapparat, der trotz konspirativ durchgeführter Ermittlungsverfahren oft jedoch nur ohnmächtig die Kontakte beobachten konnte.

Gerade auf dem Feld der gesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen wurde deutlich, wie sich vordergründige außenpolitische Erfolge wie die diplomatische Anerkennung 1973, die KSZE-Schlussakte von Helsinki aus dem Jahre 1975 und auch das Kulturabkommen mit Frankreich von 1980 mittelfristig zu einer neuen Belastung für die SED entwickelten und das Legitimationsdefizit weiter verschärften. Während die Staatspartei die Unterzeichnung von internationalen Verträgen wie selbstverständlich als Zementierung ihrer äußeren wie inneren Position verstand, unterschätzte sie die neuen Verpflichtungen und Erwartungen, die das „Erwachsenwerden“ mit sich brachte. Konnte sie vor 1973 noch die Bundesrepublik mit ihrem Alleinvertretungsanspruch als „Bremsen“ weitergehender Kulturbeziehungen präsentieren, bestand dieses (vorgeschobene) Argument in den 1970er und 1980er Jahren nicht mehr. Mit ihrem neuen Status als gleichberechtigtes Mitglied der Staatenwelt musste sie mit der Wechselseitigkeit von transnationalen Beziehungen auch den reziproken kulturellen und gesellschaftlichen Austausch akzeptieren.⁵⁷ Indem sie die Anerkennung durch den Westen selber als Kapital für das zukünftige Verhältnis zu ihren eigenen Bürgern ansah, verschlechterte sich ihre Verhandlungsposition infolge nachlassender wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit zunehmend und drückte die DDR fortschreitend in die Defensive. Diese Ausgangslage ließ besonders das MfS in den Zeiten der Entspannung nach konfrontativen Aktionsmustern handeln und den zivilen Bereich der Kultur nur mit Bildern aus der Kriegswelt wahrnehmen.⁵⁸

Anders als im von einem „tschekistischen“ Selbstverständnis geprägten Milieu der Staatssicherheit ließ sich in anderen gesellschaftlichen Sektoren ein Rückgang des bellizistischen Sprachstils zugunsten eines westlichen Gepflogenheiten nahekommenden Duktus feststellen. In der Direktive zum III. ostdeutsch-französischen Historikerkolloquium im Jahre 1972 machten sich die Parteihistoriker noch daran, vom westlichen Denken geprägte Geschichtsauffassungen der französischen Berufskollegen zu

57 Ulrich Pfeil, 'Rendsburg – Vierzon – Bitterfeld: Ein Fallbeispiel deutsch-deutsch-französischer Städtepartnerschaften im Kalten Krieg', in: *ZSHG* 129 (2004), S. 141–162; ders., 'Ostdeutsch-französische Städtepartnerschaften zwischen Westabschottung und Westorientierung 1958–1973', in: *Lendemains* 29 (2004), S. 146–165.

58 Ulrich Pfeil, 'Die Rückkehr der gesamtdeutschen Kulturnation. Das DDR-Kulturzentrum in Paris', in: *Lendemains* 26 (2001), S. 108–131.

„entlarven“ und „von der Einheit des Marxismus-Leninismus ausgehend“ die „Klassenauseinandersetzung“ kämpferisch anzugehen:

Die auf der Grundlage der Ergebnisse der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung offensiv geführte Polemik der Historiker der DDR gegen isolierte Betrachtungen politischer Prozesse, ökonomischer Vorgänge und der ideologischen Kriegsvorbereitung, die von marxistischen französischen Historikern unterstützt wurde, führte zu der Festlegung, bei weiteren Begegnungen von Historikern beider Staaten historische Prozesse komplex zu betrachten.⁵⁹

Obwohl alte Kategorien und Diskursstrukturen bis zum Ende der DDR offiziell ihre formale Gültigkeit behielten und der Schein der äußerlichen Kontinuität gewahrt werden konnte,⁶⁰ war – wie aus dem folgenden Beispiel hervorgeht – wenige Jahre später der „imperialistische“ Gegner auf subkutaner Ebene zu einem nicht-marxistischen Partner mutiert, dem jetzt nicht mehr mit grobschlächtigen historischen Interpretationen zur Verteidigung der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung beigegeben werden sollte. Ähnlich wie sich die Programmgestaltung des DDR-Kulturzentrums in Paris den transnationalen Praktiken anpassen und Dialogfähigkeit demonstrieren musste, entwickelten sich die wissenschaftlichen Dispute zwischen den Historikern beider Länder zu einer primär fachlichen Herausforderung für die beteiligten DDR-Forscher. Die regelmäßigen Kontakte zwischen ostdeutschen und französischen Historikern hatten somit die Normalisierung ihrer Beziehungen favorisiert, jedoch auch die Abschottung der politisch beherrschten Fachdisziplin auf DDR-Seite durchbrochen. Symptomatisch für die „Auflösung der sozialistischen Diskursgemeinschaft“ (Martin Sabrow) ist die Schlussfolgerung im Anschluss an das Kolloquium im Jahre 1980, die von Hans-Dieter Lahne und dem „linientreuen Rechthaber und skrupellosen Machtbewahrer“⁶¹ Ernst Engelberg verfasst worden war: Im Gegensatz zu ihren französischen Kollegen seien „Forschungen zur sozialen Genesis und Entwicklung des deutschen Kleinbürgertums [...] von unserer Seite noch nicht oder kaum unternommen“ worden. Explizite Hinweise auf die „marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung“ wurden nicht mehr für

59 Konzeption zur Vorbereitung und Teilnahme einer Delegation der Deutschen Historiker-Gesellschaft am III. Kolloquium von Historikern der DDR und der Republik Frankreich, 16.3.1972; ABBAW, *Historikergesellschaft*, Nr. 137, Bd. 2 (1969–1972).

60 Vgl. Krijn Thijs, 'Der Untergang des historischen Herrschaftsdiskurses. Ost-Berliner Parteihistoriker zwischen Erosion und Kontinuität in der späten DDR', in: *Comparativ* 12:1 (2002), S. 86–113.

61 Hermann Rudolph, 'Einverständnis – die schärfste Waffe der Diktatur. Die DDR-Geschichtsschreibung und ihr wissenschaftlicher Disput', in: *Tagesspiegel*, 24.6.2002.

notwendig erachtet, um die ostdeutsch-französischen Kolloquien zu begründen:

Erreicht wurde erstmalig ein interdisziplinäres Zusammenwirken von Historikern und Soziologen, das für beide außerordentlich anregend war. Es sollte dies weiter ausgebaut werden. Das Kolloquium war eine echte Arbeitstagung. Es erwies sich – ebenfalls wohl erstmalig – als ein wissenschaftlich zum Teil tiefotender Meinungs-austausch mit den französischen Historikern. Die Standpunkte beider Seiten wurden nicht nur vorgetragen, sondern es fanden Problemdiskussionen und Wechselgespräche statt [...]. Man muss die Kolloquiumsreihe unbedingt fortsetzen, insbesondere in der kleinen Form, wo offen und auch hart und dennoch in der freundschaftlich-sachlicher Atmosphäre diskutiert werden kann.⁶²

Das „Feindbild Frankreich“ hatte dabei immer auf wackligen Füßen gestanden und der SED nie wie gegenüber der Bundesrepublik eine rigorose Politik der Abgrenzung erlaubt. Obwohl sich in parteilichen Darstellungen bis zum Ende der DDR holzschnittartig das von binären Denkstrukturen geprägte Bild vom imperialistischen Frankreich mit seinem „staatsmonopolistischen Herrschaftssystem“ hielt, das sich „an der imperialistischen Spaltung Europas und am kalten Krieg gegen die sozialistischen Staaten“⁶³ beteilige, hofierten SED-Politiker und das *Neue Deutschland* Frankreich in regelmäßigen Abständen aus Gründen des politischen Taktierens, weil sie es mit seiner Politik der *Indépendance* als Schwachpunkt des Westens ausgemacht hatten. Zudem konkurrierte das Bild des „bösen“ kapitalistischen Frankreichs auch immer mit dem Bild des „guten“ revolutionären Frankreichs von 1789 und der Pariser Kommune, das integraler Bestandteil des „sozialistischen Geschichtsbewusstseins“ war. Auf Grundlage des historischen Materialismus und dem ihm inhärenten Verständnis von der historischen Gesetzmäßigkeit reklamierte die SED den Revolutionszyklus („bürgerliche Umwälzung“) als Vorgeschichte ihrer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Die Feierlichkeiten zum *Bicentenaire* der Französischen Revolution am 14. Juli 1989 in Ost-Berlin waren nicht nur Ausdruck des Geschichtsverständnisses der SED, sondern reihten sich auch in die geschichtspolitischen Anstrengungen der DDR um Frankreich ein und lassen sich heute als revolutionäres Vorspiel für die „friedliche Revolution“ im Herbst 1989 deuten. Nach der Herstellung diplomatischer Beziehungen hatte sich Honecker im Gefühl der eigenen Stärke den Herausforderungen des bilat-

62 Abschlussbericht über das VI. gemeinsame Kolloquium von Historikern der DDR und der Republik Frankreich – 28. bis 30.5.1980 in Wernigerode, 14.7.1980; ABBAW, *Historikergesellschaft*, Nr. 138, Bd. 2 (1973–1976).

63 Jochen Dankert u.a., *Frankreich – Politik und Ökonomie*, Handbuch, Berlin (DDR) 1986, S. 225f.

eralen Verhältnisses auf den verschiedenen Ebenen im Rahmen der internationalen Beziehungen gewachsen gesehen, doch hinter der immer brüchigen Fassade konterkarierte die gestiegene Anerkennung der DDR und ihre Integration in die verschiedenen internationalen Organisationen die Immunisierungsbestrebungen der Partei gegen westliche Einflüsse und ließ die innere Erosion ungestört voranschreiten. Der Nachrichtenfluss von West nach Ost wuchs trotz permanenter Anstrengungen der SED um den Bestand ihres Informationsmonopols, die Begegnungsfrequenz zwischen Ostdeutschen und Franzosen nahm trotz der von den DDR-Staatsorganen verfügbaren Reisebeschränkungen zu und der zwischenmenschliche Austausch über unterschiedliche Wertsysteme wurde trotz eines hypertrophen Überwachungsapparates an immer neuen Orten möglich. So wie der Sozialismus die ihm zugeschriebenen Zukunftsvisionen von einer alternativen und gerechteren Gesellschaft nicht einlösen konnte, ließ die steigende Zahl der Westkontakte das Bild des Gegners verblassen und führte schließlich zu einer schleichenden „Westernisierung“⁶⁴ der DDR-Gesellschaft, die in eine massenhafte Kündigung des stets fragilen gesellschaftlichen Grundkonsenses auf allen Ebenen des gesellschaftlichen und staatlichen Handelns mündete.⁶⁵

Nachdem Mauerbau und politische Isolierung der DDR durch den Westen die Aufgabe der SED bis 1973 erleichterte hatte, die politische Beherrschung ihrer Gesellschaft hinter einer wissenschaftlichen Fassade zu verschleiern und die Binnenlegitimität des realexistierenden Sozialismus in weiten gesellschaftlichen Bereichen aufrecht zu erhalten, ließen die sich mehrenden Begegnungen mit dem Westen nicht nur wie im Fall der Historiker die hegemoniale Sprachregelung der „führenden Partei“, sondern auch die Diskursfigur des objektiven Gegners verfallen und ermutigten emanzipatorische Denkhaltungen in einem Staat, der auf existentielle Weise ideologisch verfasst war.

64 Vgl. zum Begriff: Anselm Doering-Manteuffel, ‚Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre‘, in: Axel Schildt u.a. (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften* (Hamburg, 2000), S. 311–341.

65 An der Kleidung und dem Freizeitverhalten sowie an einer politischen Umorientierung vieler Jugendlicher in der DDR ließ sich auch der subkutane Prozess der Westernisierung nachweisen; vgl. Peter Förster, ‚Weltanschaulich-politisches Bewusstsein‘, in: Walter Friedrich/Hartmut Griese (Hrsg.), *Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren* (Opladen, 1991), S. 135–150.